

Gustav Werner

Autor(en): **Wernle, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **3 (1909)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erledigung auch diese wichtige Seite vom Gesetzgeber den Ansprüchen unserer Zeit gemäß berücksichtigt werde. Dr. Lina Lüthy (Zürich).

Gustav Werner.

Auch der Protestantismus hat seine Heiligen. Nicht unsere Reformatoren rechnen wir dazu, jene stürmischen, oft gewaltsamen Naturen, deren Lebenselement der Kampf in der vollen Öffentlichkeit der Geschichte gewesen ist. Sie haben in den ihnen aufgenötigten Kämpfen selber zu viel geschlagen und verwundet, als daß das Wort „heilig“ für sie passen würde. Aber diejenigen dürfen wir ohne eine falsche Anbetung zu unsern Heiligen zählen, die an ihrem Posten, mag er vornehm oder klein gewesen sein, unwandelbare Liebe und lautere Selbstzucht vor Gottes Augen bewahrt haben, nicht im Sinne der Fleckenlosigkeit, aber in einer durch keinen Weltlärm und keine geheime Selbstsucht getrübbten Gemeinschaft mit Gott. Von einem von ihnen, dem Schwaben Gustav Werner, hat man am 12. März dieses Jahres den hundertsten Geburtstag gefeiert. Er soll in diesem Blatt nicht vergessen werden, weil er in seiner Weise an der sozialen Aufgabe der neuern Zeit gearbeitet hat, nicht theoretisch — soweit er theoretisiert, wird er vermutlich als rückständig erscheinen — aber durch eine praktische Arbeit, die sogar in dem, was daran unpraktisch erscheint, unsern Respekt verdient.

Gustav Werner stammt aus einem Rationalistenhaus und ist selbst in seiner Jugend ein Rationalist gewesen. Bekanntlich schwankt das Urteil über den Wert rationalistischer Frömmigkeit zwischen arger Geringschätzung und Vergötterung, und das kommt daher, daß nicht nur verschiedene Maßstäbe zur Beurteilung herangezogen werden, sondern jeder beim Wort Rationalist wieder an andere ihm bekannte Typen denkt. Vor einem Mann wie dem Vater Gustav Werners kann jeder Christ nur den Hut abziehen. Er verkörperte jenes schlichte praktische Christentum, das in einem rechtschaffenen Lebenswandel vor Gottes allgegenwärtigem Auge und in einer festen Hoffnung des ewigen Lebens bestand. Man hat den ganzen Mann vor sich in den Worten, die er seinem Sohn zur Konfirmation schrieb: „Vergiß deines Lebens Zweck nie! Er ist Beredlung und Hervollkommnung deines Geistes. Darum muß er mit lauter Sinnlichem, mit lauter Unvollkommenem umgeben sein, denn nur durch Widerstand entsteht das Werk der Kraft. Nur hierin suche deinen innern Frieden, nicht in Gütern außer dir; diese sollen dir dienen, du nie ihnen. — Handle nie ohne Ueberlegung, tue nichts, was dich gereuen könnte; gehe täglich mit guten Menschen und guten Büchern um; sei vorsichtig in der Wahl deiner Freunde; dein

nächster und liebster Freund aber sei Gott, der Schöpfer und Lenker deiner Schicksale. So wirst du glücklich leben und noch im spätesten Alter die Freude sein deines dich zärtlich liebenden Vaters.“ Der fünfzehnjährige Sohn aber schreibt seinem Vater nach Empfang des Abendmahles: „O möchte ich doch die Liebe, die Paulus 1 Kor. 13 so schön beschreibt, selbst besitzen! Aus ihr fließen alle Tugenden, sowohl die christlichen als die bürgerlichen. Wenn einer Gott und Jesus liebt, so liebt er auch die Menschen, denn dadurch beweise ich meine Liebe zu Gott und Jesu, wenn ich seine Gebote befolge, welche, wie er selbst sagt, kurz zusammengesetzt in Gottes- und Nächstenliebe bestehen, und sein Lieblingsjünger Johannes wiederholte immer die Worte: „Kindlein, liebet einander!“ Solche Nächstenliebe hat Werner denn auch von der Schulzeit an im Leben geübt in der Pflege eines ansteckenden Kranken, in der Drangabe seines ganzen Barvorrats und seiner Kleider für Uberschwemmte, im Austausch seiner guten Stiefel gegen die zerrissenen eines Handwerksburschen. Die ganze Richtung seines Lebens steht in dieser werktätigen rationalistischen Frömmigkeit schon fest.

Werners Studienjahre fielen in die sogenannte Erweckungszeit, wo auch in Württemberg Ludwig Hofacker und andere junge Theologen in fast methodistischer Weise den alten reformatorischen Glauben, das Evangelium von der Sünde und der Gnade, erneuerten. Der alte Rationalismus mit seiner Vernunftfreude und seinem optimistischen Tugendbegriff genügte dem jüngern Geschlecht zum großen Teil nicht mehr, es ist ein Zeichen seiner Ungenüge, daß auch der junge Werner sich mit Begeisterung den Offenbarungen des nordischen Propheten Swedenborg hingab, dessen Schriften gerade in dem Haus, in dem er in Tübingen wohnte, als Orakel verehrt wurden. Sein Vater verbot ihm zwar eine Zeit lang die Lektüre dieser für seinen braven Rationalistengeschmack gefährlich scheinenden Bücher und der Sohn hat das Opfer des Gehorsams gebracht. Aber der beständige Umgang mit den Swedenborgianern in Tübingen ließ ihn nicht aus dieser Schwärmerei herauskommen, bis schließlich auch der Vater von dem Nutzen dieser Literatur sich überzeugte. Auf den ersten Blick scheint der Gegensatz zwischen den Gedanken des Geistersehers und dem Durchschnittsrationalismus, von dem Werner herkam, gewaltig. Geisterorakel, die Swedenborg empfangen haben will, tragen hier an Stelle der Vernunft das ganze System, und auch das Menschenleben scheint hineingestellt mitten zwischen die unsichtbaren Mächte, die guten und die bösen Geister, die es hinauf- und hinabziehen. Und doch ist der Grundgedanke Swedenborgs ein rein moralischer, wie er gerade einem Rationalisten am ehesten einleuchten mußte. An die menschliche Freiheit wird appelliert, jeder Mensch hat es letztlich in seiner Hand, ob er den guten oder den bösen Geistern folgen will, und Christus, der Mensch gewordene Gott, ist das Symbol der kämpfenden und siegenden Menschheit, die in seiner Nachfolge und seiner Kraft durch Gottvertrauen und Liebe, welche die Hauptsache am Glauben ist, ge-

rettet wird. Tätige Liebe, gute Werke, Buße, Leben nach Gottes Gesetz nennt Swedenborg die wesentlichen Stücke der Kirche, immer vorausgesetzt den Glauben an den einen Gott; was ist das viel anderes, als was auch der ernste Rationalismus in den Mittelpunkt des Christentums stellte? Dazu kam dann freilich eine sehr scharfe, auf Geisterstimmen gestützte Kritik der reformatorischen und orthodoxen Lehre an einigen Hauptpunkten: Dreieinigkeit, Verdienst Christi und Rechtfertigung und — das war vielleicht die Hauptanziehungskraft — die wundervolle Verheißung einer neuen Kirche, in der Jesus Christus in den Herzen und dem Leben der Gläubigen Gestalt gewinnen wird; nicht von den Wolken des Himmels ist er zu erwarten, in den Menschen der Zukunft wird seine Erscheinung sein. Was also Werner durch Swedenborg gewann, das ist nicht etwas zu seiner frühern Ueberzeugung Gegensätzliches, sondern einfach die Hineinstellung seines schlichten ernstesten Moralglaubens in eine etwas phantastische, aber eben darum für jugendliche Gemüter in der Zeit der ersten Sehnsucht und der ersten Liebe so anziehende Umrahmung, deren nächste Folge freilich die war, daß er sich zur Kirchenlehre und zur kirchlichen Organisation in scharfen Gegensatz gestellt fühlte, gerade da er im Begriff war, sich auf das Pfarramt vorzubereiten. Er wünschte sehnlich den Zustand der bisherigen Kirchen verändert zu sehen, da „in den bestehenden Kirchen Religion nicht zu finden sei.“ Zunächst ging er in längerem Urlaub nach Straßburg, wo er in dem Kreise des Kaufmanns Wegelin seine geistige Heimat fand. Wegelin ist einer der vertrautesten Freunde des berühmten Pfarrers Oberlin im Steintal gewesen und wie Oberlin selbst ein Swedenborgianer. Wenn aber Werner nun in dem bereits gestorbenen Oberlin sein Ideal fand, so bedeutete das gegenüber der frühern Swedenborgianerei schon einen bedeutenden Fortschritt, denn Oberlin war nicht Theoretiker der Geisterkunde, sondern ganz und gar Praktiker, der durch Schule und Industrie sein verwahrlostes Steintal materiell und geistig gehoben und aller Welt ein Beispiel gegeben hatte, wie die Praxis des Christentums zunächst im kleinen Kreis die innere und äußere Welt zu verändern vermag. Werner hat bei Wegelins Tod mit Oberlins Ring, dem teuersten Vermächtnis Wegelins, wirklich ein gut Teil von Oberlins Geist bekommen, und wenn dieser Oberlinsche und Wegelinsche Geist auch in allerlei jugendlichen Experimenten der Geisterseherei, von Werner kindlich gläubig aufgenommen, seine romantische Periode bezeugte, so war das kein Schaden. Wo ein so gewaltiger Liebesdrang und eine so übermächtige Hoffnung ein junges Gemüt überwältigt haben, darf niemand sich wundern, wenn Geisterstimmen lebendig werden. Daß in dem Schwärmer ein Mann steckte, dafür legte er die Probe ab, als er, den Eltern folgend, seine Liebingsidee, für Swedenborg literarisch in der weiten Welt zu wirken, drangab und sich zum Kirchendienste meldete, nicht ohne der mißtrauisch gewordenen kirchlichen Behörde das Versprechen abzugeben, daß er in

seine Vorträge in Kirche und Schule nichts Sektiererisches von Swedenborg aufnehmen werde. Dadurch wurde der damals schon drohende Konflikt mit der Kirche vorläufig noch aufgehalten und der junge Werner seiner engern Heimat zurückgegeben, der er gehörte, mit der er immer inniger verwachsen wurde. Und gerade der Umstand, daß die schwäbische Kirche für Swedenborgische Schrullen keinen Platz hatte, hat Werner selbst darin bestärkt, nur das praktisch Wertvolle an dem neuen Evangelium herauszuarbeiten, und das war gut.

Er kam als Vikar nach Walldorf, drei Stunden von der Stadt Reutlingen entfernt, in der sein Vater inzwischen Direktor der Finanzkammer geworden war. Da trat er als Bußprediger nach Art Johannes des Täuflers auf und wollte die Gemeinde im Sturm für Jesus erobern. Von Buße pflegten ja auch die schwäbischen Pietisten zu reden, aber in einem andern Sinn. Sie wollten durch ihre Bußpredigt die Menschen zerknirschen, damit sie dann bereit seien, das Evangelium von der Sündenvergebung durch Christus anzunehmen, und darin Trost und Frieden fänden. Werner dagegen hielt in seiner Bußpredigt den Leuten das herbe christliche Ideal eines Lebens reiner Selbstverleugung und tatkräftiger Liebe vor Augen, um ihnen zu zeigen, daß sie noch keine Christen seien, aber es werden müßten in ihrer eigenen Person, nicht nur in der Stellvertretung Christi. Reformation des ganzen Lebens war sein Ziel. Er hat die Pietisten seiner Gemeinde arg vor den Kopf gestoßen, da er ihr Extrachristentum von viel Heuchelei und Lieblosigkeit entstellte. Wortchristentum und Tatchristentum, Religion des frommen Gefühls und des tätigen Lebens stießen da zusammen. Es ist freilich auch viel jugendlich Unreifes an diesem Bußprediger gewesen, er wollte gleich Früchte sehen und fand doch fast keine, denen es ernst mit der Bekehrung war. Dann fühlte er sich vereinsamt und enttäuscht, es fehlte ihm die rechte innere Freude. Daß er schon mit dreißig Jahren einen Predigtband herausgab „Reden aus dem Wort“ zeugt von einem übergroßen Drang der Mitteilung. So ist ihm auch seine Gemeinde zu klein gewesen für die Mission, zu welcher er den Ruf vernahm, er ließ sich nach Reutlingen und nach Stuttgart zu Reisepredigten einladen, übrigens mit gutem Gewissen, ohne Vernachlässigung seiner nächsten Pflicht. Aber darin war er nun ein rechter Oberlin, daß er den Worten die Taten folgen ließ, 1837 gründete er nach Oberlins Vorbild eine Kleinkinderschule und eine Industrieschule, unterstützt von der treuen Hilfe einer Nähterin seiner Gemeinde, dem „Bäsle“, wie's die Kinder nannten, und von deren Nichte, dem „Rosebäbele“, welche beide von da an die unzertrennlichen Begleiter seines Lebens sind. Nun war er der Kinderfreund geworden, der mit seinen Kindern spielte, sang, ihnen erzählte, jedes einzelne von ihnen auf dem Herzen trug. Als im Jahre 1838 eine Mutter in Walldorf von sechs Kindern wegstarb und keine der wohlhabenden Familien des Ortes sich zur Aufnahme eines der Kinder verstand, sagte sich Werner,

daß er zuerst selber tun sollte, was er von seinen Zuhörern verlangte, und nahm das kleinste, am meisten der Pflege bedürftige Kind zu sich, d. h. er ließ es durch das Bäsle auf seine Kosten erziehen, das Nachteffen hat er von da an auf der Stube des Bäsle mit dem Kind zusammen genommen. Bald kamen weitere Kinder hinzu, der Anfang zu einem Rettungshaus war geschehen, und es fehlte nicht an Gaben aus Nah und Fern. Auf dem Backhaus der Gemeinde Walldorf wurde ein oberer Stock erbaut, in dem die kleine Rettungsanstalt und die Kleinkinderschule und die Industrieschule ihre Unterkunft fanden. Es war nun kein bloßes Wort mehr, wenn Werner die Liebe als das Wesentliche im Christentum bezeichnete. Die erträumte swedenborgische Kirche der Zukunft hatte in dem weltunbekannten Walldorf einen greifbaren Anfang genommen.

Nicht von dieser begrenzten Liebestätigkeit, wohl aber von Werners Missionsdrang in die Weite aus ist es zum schweren kirchlichen Konflikt gekommen. Ein Demokratenblatt „Der Beobachter“ übte gehässige Kritik an Werners Reisepredigten und erklärte es speziell für einen Vikar für unschicklich, auswärts Erbauungsstunden zu halten. In der Tat konnte das Konsistorium darauf hinweisen, daß in der Instruktion für Pfarrgehilfen es den Vikaren durchaus verboten war, Privatversammlungen zu leiten und Privaterbauungsstunden zu halten. Werner aber, der sich sagen durfte, daß schon manche Seele durch ihn dem Christentum gewonnen war, die schon seit Jahren in Zweifel und Anfechtung stand und oft gar keine Kirche mehr besuchte, nahm darauf seine Entlassung als Vikar von Walldorf. Seine kirchliche Amtstätigkeit steht damit an ihrem Ende. Zweifellos hatte die kirchliche Behörde den Buchstaben des Rechts für sich, und Werners Art ist insofern pietistisch, als von jeher der Pietismus aus den kirchlichen Rechtsordnungen sich nichts gemacht hat. Aber daß kirchliche Behörden keinen höhern Maßstab als das geschriebene Recht kennen, das gerade ist das Jesuswidrige daran; sie würden jederzeit Jesus selbst von sich ausschließen, wenn er einen Satz des Kirchenrechts überträte. Für Werner war dieser erste kirchliche Konflikt nur der Anfang einer Kampf- und Leidensgeschichte mit der Kirche, die ganz gemacht war, um ihn zum Kirchenfeind zu stempeln. Nachdem er von Walldorf mit seinen zehn Kindern, dem Bäsle und dem Rosehäbele nach Neutlingen gezogen war und von dort aus zugleich sein Rettungswerk und seine Evangelisation weiter betrieb, hat ihm das Konsistorium aufs neue die Abhaltung von Privatversammlungen verboten, das Ministerium aber, an das er appellierte, sie gestattet unter einschränkenden Bedingungen, die das Konsistorium zu bestimmen hatte; es mußten seine Privatversammlungen auf den Raum eines Zimmers in einem Privathaus beschränkt sein. Um Platz zu finden für die Menge der Stundenleute, nahm Werner erst zu einem Dachboden, dann zu einer Schafsheuer seine Zuflucht, in der denn, wie in einer rechten Kirche, 400 bis 500 Leute

sich zusammenfanden. Daneben setzte er seine Reispredigten fort in allen Teilen Württembergs, je von Montag morgen bis Donnerstag abend in jeder Woche. Er rief seine Zuhörer überall von einem Christentum des bloßen Glaubens zu dem der Liebe und der Tat auf, bekämpfte ihr Pochen aufs Verdienst Christi, wenn sie doch durch ihr Leben bewiesen, daß Jesus nicht in ihnen selbst lebendig sei, zeigte an den ernstesten Zeichen der Zeit, daß wir der Wiederkunft Christi entgegengehen, die darin besteht, daß Gemeinden der Liebe sich allenthalben bilden, in denen Jesus als König der Gerechtigkeit seine Macht beweist. Das war freilich ein ganz anderes Evangelium als das durchschnittlich pietistische, ganz deutlich erkennt man darin die Nachwirkung von Swedenborg, aber biblisch war es auf seine Weise so gut und so schlecht als das pietistische, und wenn allen Pietisten in Württemberg das Recht der Propaganda und der „Stunden“ zustand, warum nicht auch Gustav Werner? Im Hauptpunkt hatte er sicher Jesus für sich, darin, daß es letztlich vor Gott auf Liebe und tatkräftige Bewährung des Gottesbesitzes ankomme, nicht auf ein „Herr, Herr“ sagen und einen Glauben an ihn, der das ganze Leben unverändert läßt. Er hat freilich Luther und das augsbургische Bekenntnis, auf das er als Theologe verpflichtet war, nicht verstanden, aber er verstand das, was gerade seine Zeit brauchte, und für das eine Kirche offen sein muß, wenn sie den christlichen Namen tragen will. Mit Notwendigkeit mußte es aus diesem innern Gegensatz heraus zum öffentlichen Kampf kommen, zuerst zur Zeitungsfehde gegen ihn im „Christenboten“, dem schwäbischen Pietistenblatt, dann zum Kampf einzelner Pfarrer und Gemeinden gegen Werner, der sich im Versagen der Kirche oder dem Ausweis aus der Gemeinde ausdrückte, dann 1849 in einer förmlichen Anklage einer Gruppe von Pfarrern an die oberste Kirchenbehörde, worin auf den Widerspruch Werners, der als Kandidat immer noch äußerlich im Kirchendienst stand, zur augsburgischen Konfession hingewiesen war. Zu einer Erklärung über seine Stellung zum Bekenntnis aufgefordert, sprach sich Werner rund und ehrlich gegen jeden Symbolzwang aus, da Christus allein und nicht ein späteres Menschenwort der lebendige Mittelpunkt der Kirche sein dürfe; er legte dar, was er gegen einzelne Sätze des Bekenntnisses auf dem Herzen habe, bekannte seinen Glauben an die Kirche der Zukunft als eine Kirche der tätigen Liebe und des christlichen Sozialismus (der Ausdruck stammt von Wichern her) und bat, man möge ihn nicht zu einer Verpflichtung auf die symbolischen Bücher drängen. Zum Unglück ließ einer der pietistischen Führer, der eine Abschrift der Werner'schen Erklärung in die Hände bekam, dieselbe drucken und verbreiten nebst einer Gegenerklärung dazu, eine unlautere Agitation, die eine allgemeine Heze der Pietisten gegen Werner hervorrief. Das war nicht der Grund, wohl aber auch ein Grund, warum Werner einem sehr entgegenkommenden Schreiben des Konsistoriums, das ihm durch möglichste Weitherzigkeit

die Unterschrift der Symbole erleichtern wollte, mit rundem „Nein“ antwortete. Darauf erfolgte seine Streichung aus der Liste der Kandidaten des evangelischen Predigtamtes und das offizielle Verbot aller schwäbischen Kirchen für Werner. Die Kirche der Gegenwart erklärte damit, nicht gewillt zu sein, eine Kirche der Zukunft aus sich herausbilden zu lassen.

Diese Geschichte muß jeden Feind der Kirche entzücken und jeden Freund entsetzlich berühren. Ein Mann der lautersten Gottes- und Menschenliebe, in dem Jesus Gestalt gewonnen hat, wie in ganz wenigen Menschen des 19. Jahrhunderts, von der offiziellen Kirche der Möglichkeit des kirchlichen Wirkens beraubt! Und die das tat, das ist die schwäbische Kirche, in der neben dem Glauben das evangelische Leben immer besonders kräftig entwickelt war, und sie tut es auf das Drängen der Pietistenpartei hin, die sich rühmte, das Christentum in dieser Zeit wieder neu belebt zu haben. Wem fällt nicht ganz von selbst der Vergleich mit den Pharisäern und Schriftgelehrten ein, ins Moderne übersetzt die Pietisten und Pfarrer? Wir verstehen Werner wohl, wenn er damals schrieb: „Ich muß auf die Gefahr hin, einer vermessenen Selbstüberhebung bezichtigt zu werden, darauf aufmerksam machen, wie viel Ähnlichkeit die frühere Verwerfung des Ecksteins mit der Art und Weise hat, mit welcher gegen die Richtung verfahren wird, die nichts anderes als diesen Grund legen möchte.“

Und doch, das wahrhaft Erhebende an dieser Geschichte ist, wie Werner es aufgenommen hat. Er war eine weibliche Natur nach seinem eigenen Zeugnis, überzart und überempfindlich, und gerade den erwähnten Selbstvergleich mit dem Leiden Jesu rechne ich zu dem Allzumenschlichen und Weiblichen an seiner Art. Aber darin ist er ein Mann und ein Christ gewesen, daß er sich auf die Dauer in gar keine Erbitterung gegen die Kirche treiben ließ, daß er unerschütterlich in der Liebe beharrte. „Dürfte ich meiner Natur folgen, so würde ich schnell, namentlich nach solcher Behandlung, aus der Kirche scheiden und sie, wie so viele jetzt, als ein Babel ansehen, das nimmer zu heilen ist. Ich für meine Person hätte durch einen Austritt nichts zu verlieren, ich würde im Gegenteil mehr Ruhe gewinnen und viel Kampf und Leiden wäre mir erspart, aber ich würde damit nicht im Sinn des Meisters und nicht für das Wohl der Kirche handeln.“ So hat er den Austritt aus der Kirche nicht gesucht und ist als ein Glied derselben gestorben, obschon er und seine Anhänger eine Gemeinschaft für sich waren, die abseits der großen kirchlichen Bewegung stand. Den eigentlich kirchlichen Kreisen Württembergs ging zu seinen Lebzeiten der Segen der Wirksamkeit dieses Mannes verloren, für sie war er ein unfirchlicher, ein verdächtiger Mann. Aber Werner hat nicht nur sein Herz von der Verbitterung frei gehalten, er behielt den universalen Zug, der den Sektirern so leicht abhanden kommt, mehr noch, er ist in seiner Person auch ein Beweis des Starken und Guten der kirchlichen Gemeinschaft, denn er lebt doch aus dem

Schatz der Frömmigkeit seines Heimatlands; selbst der Pietismus hat in ihm nur die dogmatische Enge abgestreift und den Schritt zur Menschlichkeit getan, in der ganzen Christusbegeisterung und dem ganzen massiven Bibelglauben, der uns an Werner immer wieder pietistisch annutet, steht er als Kind der Erweckungszeit vor uns bis ans Ende. Freilich wenn heute Werner in allen Lagern verherrlicht wird, auch von den Nachkommen seiner gehässigsten Gegner, so will das noch nicht so viel heißen, es erinnert uns an Math. 23, 29 ff. Aber das ist doch auch hier das Erfreuliche, daß sich vor einer solchen Jesusart, wie sie in Werner lebte, zuletzt jedes Menschenkind verneigen muß, daß es einen stillen Sieg der Liebe gibt und geben muß, an den wir glauben dürfen.

Von diesem Wirken der Liebe kurz zu erzählen soll nun noch versucht werden. Zunächst galt es in Reutlingen das Rettungswerk an den Kindern fortzusetzen, das in Walldorf begonnen war. Die Kinder waren in zwei Jahren schon bis auf 30 angewachsen, in drei Jahren auf 42. Das einmal bat die Mutter um Aufnahme ihres Kindes, dann wieder schickte ein Stuttgarter Kaufmann ein im Gebüsch gefundenes Kind, oder es langte ein gekaufter Kochkessel an mit einem Kind darin: der Kessel sei geschenkt, wenn man das Kind aufnehme. Eine Reihe Kinder mußten ohne Kostgeld erzogen werden, da traten die Reutlinger Freunde und die Wernerianer im ganzen Lande mit ihren Gaben ein. Zur Beschäftigung der Kinder wurde zuerst die in Reutlingen verbreitete Strickerei eingeführt, dann konnten einige Grundstücke und die erste, bald auch die zweite Kuh erworben werden, um vor allem die Knaben landwirtschaftlich zu schulen. Als Gehilfen standen die beiden Getreuen aus Walldorf, das Bäsle und das Rosenbäbele Werner zur Seite, seit 1841 auch die Frau, die Werner unter der Bedingung geheiratet hatte, daß sie persönlich nichts von ihm zu erwarten habe, daß ihre Aufgabe nur die sei, ihm eine Gehilfin in seiner Arbeit zu sein; es ist die Frau, die am Tag nach der Hochzeit allein mit den Kindern des Rettungshauses von Walldorf heimwandern mußte, während der Mann auf eine seiner Predigtreisen ging. Da auch diese drei weiblichen Kräfte nicht ausreichten, traten seit 1842 an Hausgenossen in die Anstalt ein, Jungfrauen, die von Werners Rede ergriffen ihr ganzes Leben in den Dienst der Liebe stellen wollten. Ohne Lohn stellten sie eine jede ihre besondere Kraft und Begabung zur Verfügung, und so bildete sich ganz von selbst eine kommunistische Gemeinschaft unter Vater Werners Leitung, eine Gemeinschaft der Arbeit und der Entbehrung, denn die Mittel des Unterhalts waren karg, aber auch eine Gemeinschaft großer Freude und Befriedigung. Denn es herrschte ein fröhlicher Geist in Werners Haus, die fremden Kinder sollten hier, soweit das möglich ist, einen Ersatz für Mutterliebe finden, und der Hausvater war der Liebling aller Kinder und Erwachsenen. Körperliche Züchtigung war verpönt, ein einfaches

ernstes Wort, unter Umständen auch der Entzug von kleinen Genüssen und Vergnügungen waren die einzigen Strafmittel. Selbstverständlich umrahmten die Morgen- und Abendandachten die Tagesarbeit, und so oft Werner zu Hause war, betete er mit den Kindern einzeln und insgesamt. In der Freiheit und der Fröhlichkeit erinnert das Rettungshaus an die Wichern'schen Anstalten, doch ist Werner nicht auf den Gedanken der Familiengruppierung gekommen und überhaupt besaß er das außerordentliche Organisationstalent Wicherns nicht, er klagte selber, daß das Organisieren seine Sache nicht sei. Der Norddeutsche ist ein ganz anderer Praktiker, dem Schwaben Werner eigneten jene Sorglosigkeit und Kindlichkeit des Gemüts, die so furchtbar schwere Stunden in sein Leben bringen sollten und die doch seinem Leben einen so eigenen Zauber verleihen.

Paul Wernle.

(Schluß folgt.)



Umschau.

Freunde der neuen Wege. Unter diesem Namen kamen im verflossenen Winter dreimal in freier Weise eine stattliche Zahl von Leuten in der Schmiedenzunft in Basel zusammen, um über religiöse Dinge zu reden. Es war vorher angezeigt worden, daß man die Möglichkeit schaffen wolle, außerhalb der kirchlichen Parteiorganisationen religiöse Fragen zu besprechen. Erfreulich war es nun, daß diese Zusammenkünfte nicht nur sehr gut besucht wurden, sondern daß auch Leute aus allen möglichen Parteirichtungen das Wort verlangten. So gab es denn jedesmal nach dem ersten Votum eine längere Diskussion. Da jedermann von dem reden konnte, was ihm jeweils bei der zu besprechenden Frage wichtig schien, ist es leicht begreiflich, daß etwa einmal die Diskussion

auf einen Nebentweg geriet. Das läßt sich in solchen Fällen nicht hindern. Im Ganzen scheint uns aber doch ein sehr erfreulicher und verheißungsvoller Anfang gemacht zu sein. —

Im Dezember sprach Herr Prof. Wernle über unsere Stellung zu Jesus. Jesu Botschaft ist vor allem die Hoffnung, daß Gott schon auf dieser Erde die Menschen vorwärts führen will. Jesu Botschaft ist aber auch eine Forderung und zwar zunächst nicht an die Welt, sondern an uns persönlich, indem Jesus von uns Herrschaft über die Seele und helfende, verzeihende Liebe zu den Brüdern verlangt. Darum gibt es kein anderes Christentum als das praktische.

Im Januar redete Herr Liechtenhan, Pfarrer in Buch, über die Bibel. Er führte aus, wie die Inspirationslehre